Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Schweizer Dichter
Autor: Gessler, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574724

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

befinden sich Fresken, die Heiligen Jodocus, Jacobus und Niklaus von der Flüe darstellend. Links davon ist der Rütlischwur in rot, gelb und schwarz dargestellt. Darüber steht die originelle Inschrift:

„Sieh an allhier die frommen drey
Die sich bisharo hand gesetzt frey
Den frömbden heren übermuott
Und dran gesetzt ihr Lib guott und bluott.
Und das mit hilff göttlicher Krafft
Das selb betracht, o Eidgenoßschafft.
Thuo solch ding wie si hand thon,
So wird eüch Gott nit verlon."

Zur Rechten des Portals ist in dreifacher Lebensgröße der heilige Christoph dargestellt, wie er den Jesusknaben auf der Schulter durchs Wasser trägt. An den gotischen Fenstern sind leider die Butzenscheiben durch modernes Fensterglas ersetzt. Das schlanke niedliche Dachreiterchen ragt gut erhalten über den Baumwald empor.

Im Innern erfreut den Kunstliebhaber in erster Linie der Anblick zweier gotischer Flügelaltäre. Die Wände sind mit achtzehn guterhaltenen Fresken und Sprüchen übermalt, das Leben des Niklaus von der Flüe illustrierend. Von den Inschriften mögen hier einige originelle angeführt sein:

„Von Jugend uff hat er geflochen
Die Itellkeit der Welt geschochen
Als spielen, reihen, springen.
Lust hat er zuo göttlichen dingen
Den Eltern er gehorsam was
Im bätt er gern alleine sas.
Als er ein mal im ranfft spaziert
Und gaistlich leben medecitiert
Ein schöner turn ward im gezeigt
Des höche an den himmel neigt
Das er im hertz betracht
Die Welt verlassen er gedacht.
Da er nun in das Melchthal kam
Acht gantzer Täg kein spis in nam
Verbarg er sich zur selben stund
Ward doch bald von jegeren sund
Der prister welt in probiren
Ob er thät glisnerie füeren.
Bruder Clauß im dem Geist entzünt
Verlaß fri wib und kindt.
Sin hab und guot Wollust der Welt
Vermaint das Vaterlandt auch z'ton
Thut doch Gott gefiels wieder Rom."

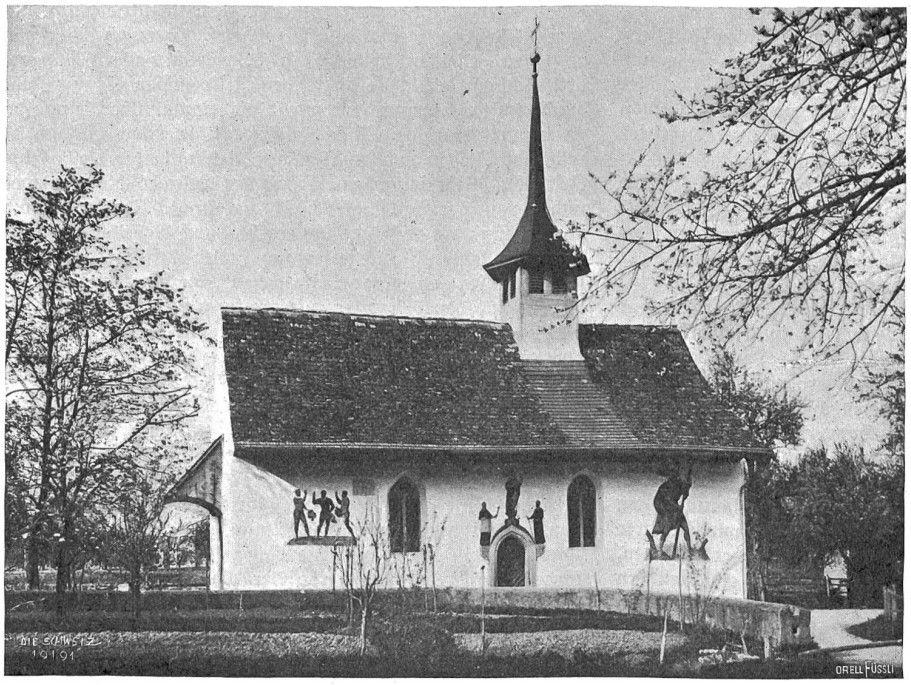
„Als ein gsell zu Bruder Claußen kommen, welcher frömbde, zerschnittne klayder tragen, die zuo selber zit erst im Landt geschlichen waren, und gfragt, wie solches im gefiel, antwortet Bruoder Clauß: Wam das hertz guot ist, so ist alles guot, doch möchte dein hertz also guot seyn, du underließest die frömbde ungestalte kleyder tragen."

A. Oberholzer, Arbon.

Schweizer Dichter.

In Nr. 126 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens" *) hat Professor Adolf Frey in Zürich „Schweizer Dichter" behandelt. Das heißt, der Titel ist viel zu bescheiden; das Büchlein könnte und dürfte sich nennen: „Die deutschschweizerische Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Tode Arnold Otts (1910)". Da aber Professor Frey „nicht Untersuchung oder Abhandlung" schreiben wollte, sondern sein Hauptziel im „Bildnis" sah, hat er den bescheideneren Titel gewählt. Es fließt jedoch diesem besten Kenner schweizerischer Literatur soviel rein Geschichtliches aus der Feder, daß wir sein Buch als kurze Geschichte der schweizerischen Literatur bezeichnen dürfen. Wenn irgend einer, so wäre Professor Dr. Adolf Frey imstande, uns eine neue, „die" schweizerische Literaturgeschichte zu schreiben. Er ist, nochmals sei es gesagt, ihr bester Kenner; zweitens hat er in seinen Gottfried Keller- und Conrad Ferdinand Meyer-Büchern, außerdem in Abhandlungen über Lessing, Albrecht v. Haller, Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Jakob Frey, Salomon Geßner, Arnold Böcklin und Rudolf Koller bewiesen, daß er ein Darsteller von Gottes Gnaden ist. Er ist auch ein hervorragender Dichter, und diese beiden Eigenschaften, Dichter und Darsteller, haben mich vor Freude erzittern lassen, als ich sein Büchlein „Schweizer Dichter" in die Hand bekam. Je mehr ich darin las, umso größer wurde die Freude. Ich durfte noch etwas bemerken, was dieses Glücksgefühl erhöhte: Der 1855 geborene Verfasser ist zu einer Reife gediehen, die alle seine Urteile in einem milden Glanze strahlen läßt. Die „Bildnisse" der Dichter sind bei ihm nicht bloß ein- oder ein paarmal geschaut, sondern er kennt die Persönlichkeiten von innen und von außen, hat sein Wissen über sie mit den Jahren geklärt und so, nachdem „die Lebenstrübe sich," um mit Gottfried Keller zu sprechen, „gesetzt hat", das heißt im Falle Adolf Frey, nachdem er mehr als dreißig Jahre mit diesen Dichtern und um sie gelebt hat, ist sein Urteil über sie ein so sicheres, reifes und wah-

*) Geb. Fr. 1.70 (168 Seiten). Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer, 1914.



Die «Eidgenossenkapelle» (Kapelle des St. Jodocus) zu Galgenen (Kt. Schwyz, am Eingang zum Wäggital zwischen Lachen und Siebnen), von Süden gesehen.

res geworden, daß er endgiltige Wertschätzungen über sie auszusprechen imstande ist. Daher ist Freys Büchlein für jeden Schweizer ein Genuß. „Man“ muß es nicht nur gelesen haben, sondern man wird es immer und immer wieder vornehmen; so oft man Keller, Meyer, Widmann, Jeremias Gotthelf in die Hand nimmt, wird man sich gedrungen fühlen, auch das zu lesen, was Adolf Frey über sie sagt; denn es sind Worte eines Dichter-Gelehrten, die über diese Dichter dastehen; sie werden ewige Geltung haben; Freys „Schweizer Dichter“ werden, das kann man heute schon mit Bestimmtheit sagen, klassische Bedeutung erlangen. Und zwar nicht nur in der Schweiz, sondern soweit man deutsch spricht und denkt, wird Adolf Frey als „der“ Darsteller schweizerischer Dichtung angesehen werden.

Das Büchlein beginnt mit dem Waltharilied. Ich habe schon manchmal dieses mittelalterliche Gedicht gelesen, auch manches Gute darüber, letzthin etwas Gediegenes in Paul von Winterfelds Buch über „Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters“ *); aber so lebendig hat mir dieser Ekkehard, der Verfasser des Walthariliedes, noch nie vor der Seele gestanden wie aus Adolf Freys vier Seiten.

An Ekkehard schließt sich Bertold Steinmar, „der bedeutendste schweizerische Lyriker vor Albrecht von Haller. Ein trinkfroher und schmausfreudiger, derber, vollsaftiger, handfester Geselle, der den würzigen Tropfen, der auf den heimatlichen Hügeln gedeiht, nicht in die Schuhe schüttet und wacker den drallen, rotwangigen Hofmägden nachsteigt, der mehr als am sehnsüchtigen Frühling mit dem sprossenden Laub und den jubilierenden Vögeln sich am üppigen Herbst ergötzt, wo der junge Wein in den Kannen prickelt und Huhn und Ferkel am Spieße schmoren — so steht er vor uns, und sein Schlemmerlied ist nur zu sehr geeignet, seine Züge zu verschärfen.“ So greifbar, so lebendig weiß Adolf Frey zu schildern. Kann die Mehrzahl der Leser auch die Gedichte dieses Steinmar nicht im Urtext lesen, er tritt uns aus den drei Seiten, die Frey ihm widmet, sichtbar entgegen als der dichtende, „von Wind und Wetter gebräunte Landjunker“. Neben ihm steht der wehmütige Epigone Johannes Hadlaub, einer der letzten Minnesänger. Frey überschätzt ihn nicht; aber er würdigt ihn und das Zürich des anfangenden vierzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet: „Man fühlte wohl, die lebendige Kunst war vorbei; man legte die Blüten ins Herbarium und freute sich der aufgehäuften Liederschätze. Schon damals stak den Zürichern mehr als der Zug zur lebendigen Kunst das Sammeln und die historische Betrachtung im Geblüt,“ bemerkt der Verfasser feinsinnig. (An wessen Adresse richtet sich wohl dieses „Schon damals“?) Mit einem wunderschönen Wort über Gottfried Kellers „Hadlaub“ geht der Artikel zu Ende.

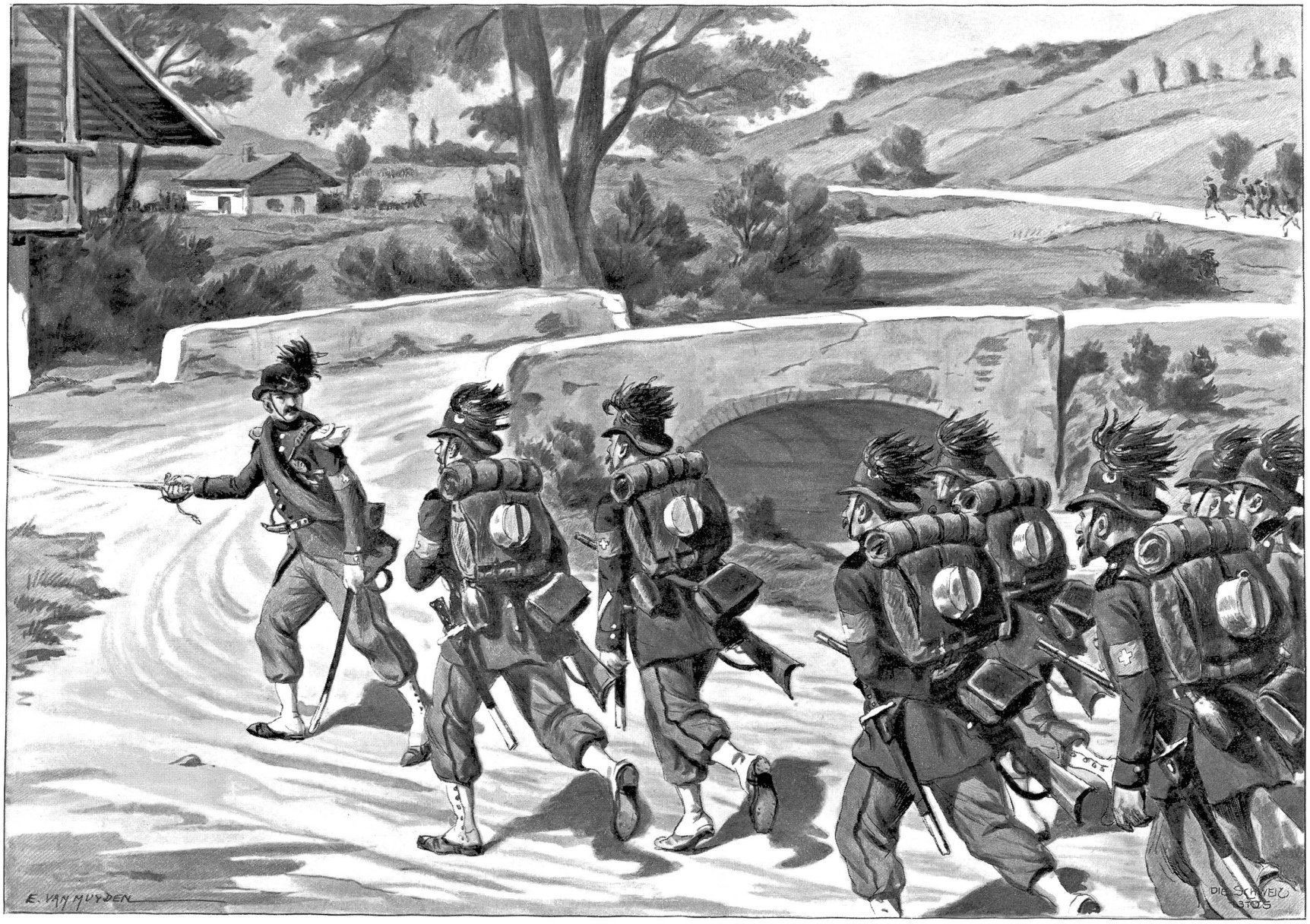
Mit den „historischen Volksliedern“ führt Frey dann die schweizerische Literatur durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Aus dem fünfzehnten zeigt er auch das Charakteristische dieser Epoche auf, die Satire, und zwar stellt er das Epos „Der Ring“ von Heinrich Wittenweiler in eine Reihe, die mit Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“ und mit Cervantes' „Don Quijote“ weitergeht, in Cervantes den Höhepunkt erreicht. Auch das komische Epos „Der Ring“ wird kaum jemand lesen, die Sprache ist zu fern von der unsrigen; aber Frey hat recht, wenn er diesen Heinrich Wittenweiler so vor uns hinstellt: er sei „von Haus aus derart, daß sein Humor jeden Augenblick die höhnende Lache des Parodisten und des travestierenden Spötters aufschlägt ... Daneben verbindet er das Wirkliche gelegentlich mit dem Phantastischen, wodurch er mächtig zu steigern versteht. Hier wirkt er wie ein verwilderter Gottfried Keller“. Es muß angemerkt werden, daß Frey nicht nur Charakteristiken der Dichter gibt, sondern daß er bei denjenigen, deren Sprache nur noch der Gelehrte versteht, kurze, treffende Inhaltsangaben macht, in denen sich ebenfalls eine Meisterschaft zeigt, die nur durch lange Beschäftigung mit dem Stoffe und aus Freys eminentem Darstellungstalent sich erklärt: für uns ein Labsal, wenn wir der öden Erörterungen gedenken, die gewöhnliche Literaturgeschichten an solchen Stellen einzufügen pflegen.

Ins sechzehnte Jahrhundert gelangen wir mit dem tüchtigen Basler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach und dem tüchtigeren Berner Maler und Dichter Niklaus Manuel. Dieser „ist eine so kräftige, frische und so aus ganzem Holz geschnittene Figur, wie sie zwei Jahrhunderte lang in der schweizerischen Literatur nicht wiederkehrt“. Die beiden Dichter Gengenbach und Manuel leiten in der Schweiz die Reformation ein. Manuel ist, speziell in „Elsli Tragdenknaben“, „dem bedeutendsten Gerichtsstück vor Kleists ‚Zerbrochenem Krug‘, sprachgewaltiger als ein anderer Schweizer seiner Zeit. Der Grundsatz Luthers, dem gemeinen Mann auf den Mund zu sehen und sich beim Schreiben danach zu richten, war auch der seine. Er hat sich von seinen Wildlingen keinen abzwicken lassen“. Gengenbach und Manuel sind die Hauptdramatiker der Schweiz; neben und nach ihnen blühte das Schauspiel noch hundert Jahre lang; aber nichts reicht an sie heran außer dem Spiel „Vom reichen Mann und vom armen Lazarus“.

Rasch geht Frey über die Oede des ausgehenden sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts hinweg, bis endlich im achtzehnten, um 1730, Albrecht von Haller als ein Stern aufleuchtet, der weit über die deutschen Lande strahlt. Ueber Haller hat Frey ein seit langem wohlfundiertes Urteil. Im Jahre 1908 hat man Hallers zweihundertsten Geburtstag festlich begangen. Dabei sind mehrere Schriften über den Dichter und Gelehrten herausgekommen, aber sie haben zum Gesamturteil wenig mehr beigebracht, als was Frey schon 1879 und nochmals 1884 über Haller hat sagen können. Deswegen sind heute die zehn Seiten, die er über Haller schreibt, das Kondensierteste, das Reifste und in jedem Sinne Wahrste über den großen Berner. In diesen zehn Seiten behandelt Frey nicht nur „Die Alpen“, Hallers berühmtestes Werk, sondern auch die andern Gedichte werden eingehend gewürdigt: die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“, „Die Falschheit menschlicher Tugenden“, „Die verdorbenen Sitten“, „Der Mann nach der Welt“, „Ueber den Ursprung des Uebels“, „Ueber die Ewigkeit“. Frey bezeichnet Haller als „melancholischen Pathetiker“, als „ernsten, gehaltvollen Elegiker“ von einer „edlen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und den Menschen“. Dennoch überschätzt er seinen geliebten Haller nicht. „Obgleich Haller,“ so lautet sein Schlußurteil, „alle dichtenden Zeitgenossen bis zur Jahrhundertmitte überragt und mehr als einmal über seine Zeit zu triumphieren den Anschein erweckt, so trägt er doch die religiösen Fesseln und künstlerischen Bedingtheiten dieser seiner Zeit. Er bleibt im engen Bezirk des Lehrgedichts und weiß nichts von der Selbstherrlichkeit der Kunst. Dennoch glaubt man, wenn man an seiner Seite geht, durch Nebel auf besonnte Gipfel zu blicken.“ Hat je jemand Haller trefflicher charakterisiert? Dieses „an seiner Seite gehen“, die Wendung von den Nebeln und den besonnten Gipfeln kann wahrhaftig einerseits nur aus einer intimen Bekanntschaft mit Haller, anderseits aus einem gewaltigen Ueberblick über die Zeit nach Haller stammen.

Dann kommt ein überaus reizvoller Abschnitt: „Das literarische Zürich im 18. Jahrhundert“. Frey sagt im Vorwort, daß er da eingehender, zusammenhängender dargestellt habe. Dennoch fällt dieses Kapitel nicht aus dem Ganzen heraus; denn erstens verdient Zürich im achtzehnten Jahrhundert die hervorragende Stellung, die Frey ihm zuweist, zweitens weiß er auch da weise Maß zu halten, indem er wieder konzentriert und kondensiert, aber ohne daß man es merkt, als Gelehrter und als — Künstler. Er behandelt zunächst Bodmer und Breitinger; ich muß gestehen, ich habe noch nie, außer etwa bei Hettner, eine ähnliche Durchsichtigkeit dessen gefunden, was die beiden Schweizer gewollt haben. Die Haupt-

*) München, C. H. Beck (Oskar Beck), 1913.



Schweiz. Soldatenbilder: Bundestruppen 1862.

Tuschzeichnung von Everk van Muyden.

stelle stehe hier: „Die Zürcher forderten vom Dichter Wahrheit und Empfindung, vor allem aber Phantasie, und zwar eine Phantasie, die nicht allein das Wirkliche mehr oder minder verschönend und kombinierend nachbildet, sondern auch Figuren und Situationen schafft, die nie und nirgend sind und waren, also auch das Phantastische, das Visionäre, das Wunderbare. In dieser Proklamation der souveränen Phantasie liegt das fruchtbare Neue und Fortschrittliche in den Anschauungen der Zürcher." Und nun macht Frey eine feine Bemerkung, die in die Literaturgeschichten der künftigen Zeiten übergehen muß und wird: „Es ist denkwürdig," sagt er, „und nicht zufällig, daß zwei Schweizer diese Proklamation vollzogen. Denn die deutsche Schweiz hat die phantasiestarken Gedankenmaler Heinrich Füeßli, Arnold Böcklin, Ferdinand Hodler und Albert Welti, die erfindungsreichen Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer erzeugt." — Dann kommt Frey auf den zierlichen, anmutigen Salomon Geßner zu sprechen; auch hier charakterisiert er aufs feinste, weil er auch hier — wieder als Gelehrter und dichterischer Darsteller — aus dem Vollen schöpft. Ebenso scharf umreißt er Johann Caspar Lavater; auch ihn kennt er ganz, wie hätte er sonst von ihm sagen können: „Der Umgang mit einem Goethe vermochte sein künstlerisches Gewissen nicht zu schärfen; das Wenige, was er davon besaß, wurde durch die Eitelkeit, die den seltenen Mann von Grund aus entstellte, noch vollends verdorben." Innerlich froher wird Frey und werden auch die ihm gespannt folgenden Leser, wo er dann von Heinrich Pestalozzi spricht. Von „Lienhard und Gertrud", einem „der wenigen Bücher, das neben denjenigen unserer Klassiker aus dem achtzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag herübergrünt", sagt er inbezug auf die „runde, lebenswarme Gestalt der Gertrud, die tüchtige, tapfere, gottesfürchtige Hausfrau, die liebreiche, kluge Ehefrau und Mutter": „Die schweizerische Literatur hat vorher nichts Aehnliches besessen, die deutsche erst die Frauengestalten im Götz und Werther. Die unsterbliche Seele des Werkes ist die innige, rührende Menschenliebe, nicht die eines weltunläufigen Schwärmers, der sich auf seiner Schreibkammer unmögliche Ideale zusammenträumt, sondern eines Mannes, der das Volk kannte ... Seine Ideale sind ewig; denn sie heißen Familienglück und Erziehung."

(Schluß folgt).

Literatur und Musik an der Schweiz. Landesausstellung*).

Mit vier Abbildungen.

Wer die weite Welt bereist und sich einen raschen Einblick in das materielle, gesellschaftliche und geistige Leben einer Ortschaft verschaffen will, wird gut tun, darauf zu achten, was man dort ißt, bespricht und liest, und somit vor allem drei Stätten zu besuchen: den Markt als den Spiegel der äußern Lebensbedingungen, das Hauptcafé als Abbild sozialen Beisammenseins und eine Buchhandlung als berufene Vermittlerin geistiger Werte. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß dieses Vorgehen auch für die Landesausstellung das einzig Probate sei; denn dann müßte sich der Besucher ja darauf beschränken, den Gebäuden für Lebensmittel, den verschiedenen Restaurants und der Buchausstellung einen Besuch abzustatten, und er würde nur einen Ausschnitt aus dem vielgestaltigen Leben der löblichen Eidgenossenschaft in der Gegenwart erhalten. Allein während der Durchschnittsbesucher ganz sicher das zum Lebensunterhalt Nötige prüfend ansieht und die leiblichen Genüsse nicht zu kurz kommen läßt, wird er nur schwer dazu zu bringen sein, die Bücherschau eingehender zu würdigen; er begeht damit entschieden ein Unrecht.

Allerdings hat man diesem Besucher die Sache nicht gerade leicht gemacht. Herr Albert Brockhaus, der berühmte Leipziger Verleger und Buchhändler, der letzthin unsere Ausstellung besuchte, äußerte sich nach verbindlichen Worten über das Gesehene und die so achtenswerten Bestrebungen seiner Berufskollegen zum Verfasser dieser Zeilen dahin, es habe ihn Mühe gekostet, die Ausstellung des Buchhandels, die er bei den auf der Nordseite eingereihten graphischen und Druckgewerben gesucht, zu erfragen, da verschiedene Personen von einer Veranstaltung des Buchhandels nichts wissen wollten. Dieser Veranstaltung hat man nämlich den zwar rechtlich sehr korrekten, aber etwas abstrakten Titel „Verlagswesen" gegeben, der am Eingang zur südlichen Halle Nr. 166 für Erziehung prangt und schon an sich sehr ernüchternd wirkt. Dann aber gilt es, das Bücherversteck auch aufzusuchen. Kennt man es einmal, so ist es ein Vergnügen, zu diesem geistigen Stelldichein zu pilgern.

Der Leser begleite mich also wohlgemut zur Gruppe 56 A, die treffend heißt: „Literatur, Buchverlags- und Bibliothekwesen, Musik". Wir schreiten an der mächtigen Gipswiedergabe von Zürichs neuem, monumentalem Hochschulbau vorbei und gelangen nach einigen Schritten durch einen links sich öffnenden, ziemlich dunkeln Vorraum, wo das düstere Wort „Archäologie" kaum zu den prächtigen Ansichten bernischer Speicher paßt, in einen hohen luftigen Raum, dem die Architekten Rybi und Salchli den Anblick einer vornehmen Halle zu geben vermochten. Es ist der Bibliotheksaal. Alle diejenigen, denen Bücher gute Freunde sind oder wenigstens zu Geschenkzwecken nützlich erscheinen, damit andere sie lesen, endlich diejenigen, denen nach dem schönen Ausspruch des neuesten Berichts der Schweizerischen Schillerstiftung Bücher etwas Hohes und Heiliges bedeuten, wie auch der Mann aus dem Volke oder dem Arbeiterstand, sie alle werden einen freudigen Blick in diesen Saal werfen; sie sollen sich aber nicht schon wieder zum Weggehen anschicken, nachdem sie diese zwinkernde Anerkennung ausgesprochen. Die Bemühungen der Verlagsbuchhändler verdienen etwas mehr Aufmerksamkeit.

Siebzig Verleger, ihrer vierzehn aus der französischen und sechsundfünfzig aus der deutschen Schweiz, wovon je fünfzehn aus Bern und Zürich, stellen unter erschwerenden Umständen aus; man hätte es ihnen wahrlich nicht übelnehmen dürfen, wenn sie auf die Anhäufung von Büchern, die doch in dieser Umgebung wenig oder gar nicht gelesen werden, bei dieser Gelegenheit verzichtet hätten. Sie wollten aber gerade die geistige Produktion der Schweiz ebenfalls vor Augen führen und in patriotischem Streben, ohne irgendwelche Aussicht auf unmittelbaren Gewinn, zeigen, daß die Schweiz auch hier Ansehnliches geleistet hat. Die Art, wie dies vordemonstriert wird, erweckt unsere frohe Anerkennung.

Die wichtigeren Werke, die seit der letzten Landesausstellung (in Genf), also von 1896 bis 1914, in der Schweiz hervorgebracht worden und erschienen sind, wurden gesammelt, systematisch nach Wissenschaften in 18 Abteilungen geordnet und in einem Sammelwerk, betitelt „Das schweizerische Buch", verzeichnet. Dieser Werke sind es 5924; ungefähr 3000 Autoren haben sie geschrieben. Natürlich bilden sie nur eine Auslese aus der Büchererzeugung der letzten 18 Jahre, erwarb doch die schweizerische Landesbibliothek in Bern allein im letzten Dezennium durchschnittlich im Jahre 3100 meist neue Bücher und 6250 Broschüren, worunter zahlreiche Erzeugnisse unseres vielseitigen Vereinslebens. Nicht durch die Quantität wollten diesmal die Herausgeber imponieren, sondern es war ihnen darum zu tun, einen Ueberblick über die kräftigen, typischen Erscheinungen, über die gesunde, bodenständige Entwicklung des einheimischen Schrifttums der Gegenwart in den Hauptsprachen zu geben. Die rund 6000 Bände und Bändchen sind alle da und können vom Bibliothekar verlangt werden. Man wird aber bas erstaunen, welch geringen Platz diese Masse von Verlagswerken an der nördlichen Ecke des Saales

*) Dieser Aufsatz wurde, wie uns der Verfasser mitteilt, Anfangs Juli geschrieben ging uns aber erst am 7. September zu. A. d. R.